

Elina Pitkäkangas
Die Gabe des Schattenkriegers

ELINA PITKÄKANGAS



Die Gabe des Schattenkriegers

*Aus dem Finnischen
von Claudia Nierste und Sarah Onkels*

cbt

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Zitat auf S.189 aus Sun Tsu: *Die Kunst des Krieges*, Anaconda Verlag, München, 2016, 2024, in deutscher Übersetzung von Ingrid Fischer-Schreiber

Diese Übersetzung wurde gefördert von



FINNISH
LITERATURE
EXCHANGE



Penguin Random House Verlagsgruppe
FSC® N001967

1. Auflage 2025

Erstmals als cbt Taschenbuch September 2025

Copyright © Elina Pitkäkangas, 2022

Original edition published by WSOY, 2022

German language edition published by agreement with Elina Pitkäkangas
and Elina Ahlback Literary Agency, Helsinki, Finland.

© 2025 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

produkteicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Claudia Nierste, Sarah Onkels

Umschlaggestaltung: Grafikagentur Kathrin Schüler,

unter Verwendung der Umschlaggestaltung von Kaisu Sandberg

Vignetten: © Adobe Stock (Layerform, Michele)

LR · Herstellung: DiMo

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31718-1

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Jenna

Prolog



»Keine Sorge, *Didi*, es tut nicht richtig weh.«

Ren zog mich sanft zum Ende der Schlange. Ich folgte ihm, obwohl ich eigentlich lieber auf der Stelle umgedreht und weggerannt wäre. Dabei hielt ich gleichzeitig schon nach möglichen Verstecken Ausschau, nach dichten Loktabüschen und Yak-Karren, wo ich zwischen die frischen Häute schlüpfen könnte. Rund um mich her waren weinende Vierjährige. Ich hörte ihre wütenden Proteste, ihr verängstigtes Flehen. Noch deutlicher aber hörte ich diejenigen, die ihr Schicksal bereits erlitten hatten.

Ich betrachtete die lange, von Fackeln erleuchtete Schlange, die sich zum Zelt des Gouverneurs wand. Die Kinder, die aus dem Zelt kamen, schrien am lautesten. Sie hielten ihr Handgelenk fest umklammert, manche wurden von ihren Eltern getröstet, andere von ihren Geschwistern begleitet, so wie ich. Zwischen ihren Fingern blitzte glänzendes Metall hervor.

Ren bemerkte meinen entsetzten Gesichtsausdruck. Er hockte sich neben mich, sodass wir auf Augenhöhe waren.

»Hey«, sagte mein großer Bruder und lächelte. »Soll ich dir was erzählen, was die anderen nicht wissen? Ein Geheimnis. Was im Zelt passiert. Eigentlich darf ich es nicht verraten, aber ich kann es dir ins Ohr flüstern, wenn du willst.«

Ich schüttelte den Kopf. Ren sprach weiter, als hätte ich genickt. Er tat geheimnisvoll.

»Sie versuchen, dich hinters Licht zu führen. Sie legen dir das Armband um und fordern dich auf, zu zählen, wie viele Sterne du auf Meister Shuyas *Thangka* siehst. Du kommst höchstens bis fünf, dann haben sie es auch schon angebracht. Der Trick ist dämlich, aber er funktioniert.«

»Tut er nicht«, schluchzte ich. »Jetzt nicht mehr, wo du ihn verraten hast.«

»Na ja, also ...« Ren blinzelte. Jetzt bemerkte er offenbar selbst, dass sein Versuch, mich zu ermutigen, in die Hose gegangen war. Er seufzte, packte mich unter den Achseln und setzte mich auf seine Hüfte.

In meiner Welt war Ren groß und gab mir Sicherheit, obwohl er erst acht Jahre alt war. Das lag an unserem Altersunterschied von vier Jahren. Ich hielt mich an der dicken Wolle seiner *Chuba* fest und suchte die Umgebung ab. Obwohl ich wusste, dass ich unsere Mutter in der Menge nicht finden würde, versuchte ich es trotzdem. Ich hoffte, irgendwo eine Spur ihres himmelblauen Tuchs und ihrer schwarzen Zöpfe zu entdecken, die sie wie eine geflochtene Krone auf dem Kopf trug. Stattdessen sah ich nur Verzweiflung. Kinder, die keinen Armreif am Handgelenk haben wollten.

Die Schlange bewegte sich vorwärts. Damit trat auch Ren näher an die Öffnung im Zelt heran, und Panik stieg in mir auf.

»*Gēge*, ich will nicht«, bettelte ich mit Tränen in den Augen. »Nicht ohne Mama.«

»Sie wird hier schon irgendwo sein«, versicherte Ren. »Wir suchen sie sofort, wenn wir wieder draußen sind. Stell dir vor, gleich kannst du ihr deinen neuen Armreif zeigen. Mama wird sicher stolz sein, wenn sie hört, wie tapfer du warst. Schau doch mal: Die anderen Kinder heulen, und du lässt dir gar nichts anmerken.«

Kaum hatte er das gesagt, kamen mir die Tränen. »*Gēge*, ich habe Angst ...! Ich will zu Mama!«

»Ich weiß, *Didi*. Ich weiß.«

Das Mitgefühl in Rens Augen verriet mir, dass er verstand, was

ich durchmachte. Ihm war es in meinem Alter genauso ergangen. Wie allen anderen auch. Im Jahr des Büffels hatte Ren in der gleichen Schlange gestanden und genauso viel Angst gehabt wie ich. Allerdings waren damals Mama und Papa dabei gewesen, ich dagegen hatte nur ihn. Und obwohl Ren, mein unschlagbarer großer Bruder, mir Sicherheit gab, war er kein Ersatz für Mama.

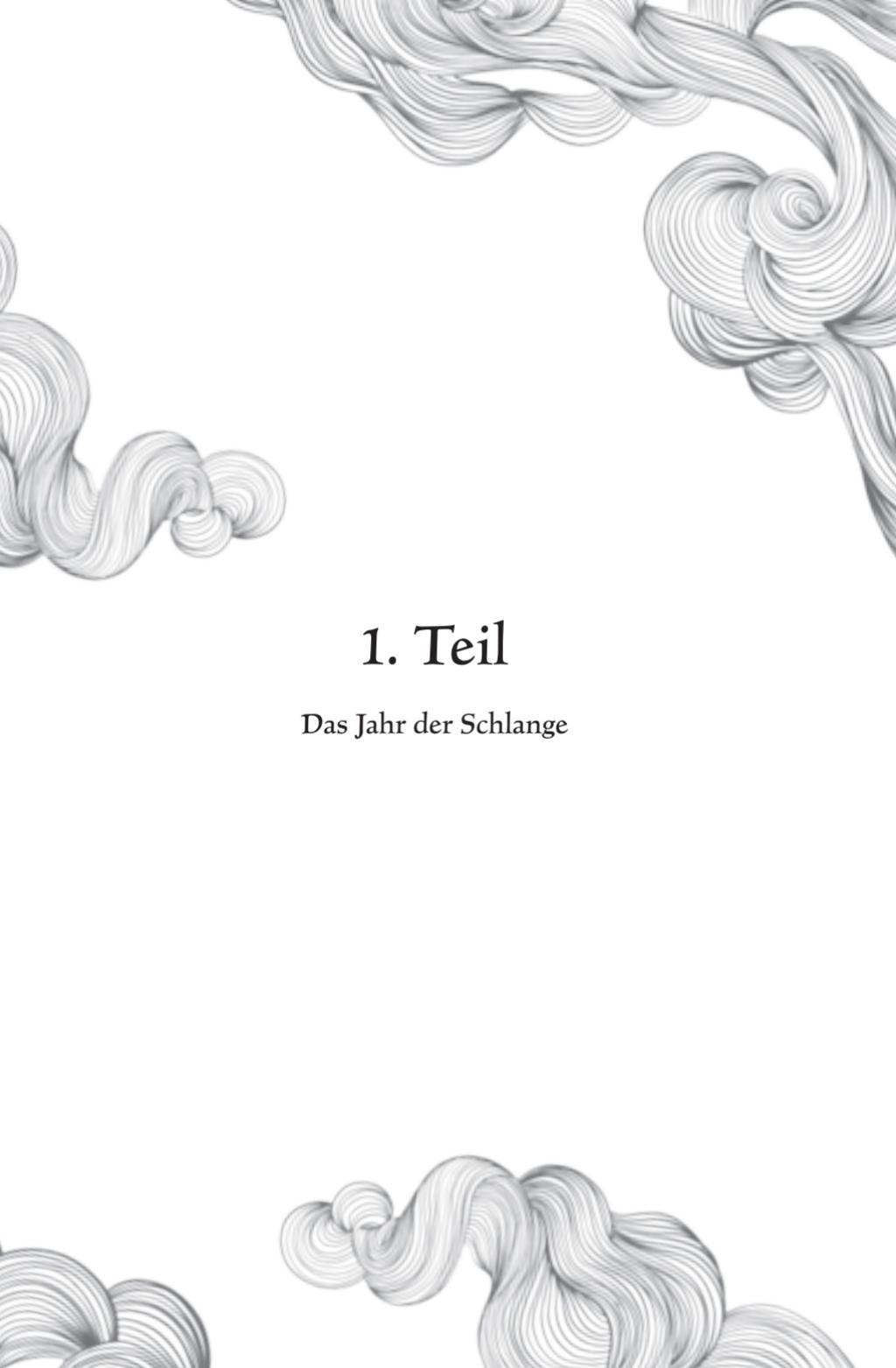
Ich konnte nicht glauben, dass sie mich vergessen hatte. Warum war sie nicht gekommen, um mich abzuholen, wie sie es noch am Morgen versprochen hatte? Ren und ich hatten auf der Steintreppe vor unserem Haus auf sie gewartet, bis es dunkel geworden war und die Lampions an den Dachtraufen zu leuchten begonnen hatten. Schließlich hatte mich Ren bei der Hand genommen und gesagt, wenn wir nicht sofort losgingen, würden wir die Registrierung beim Gouverneur verpassen. Dann würde ich ohne Armband dastehen – und das durfte unter gar keinen Umständen passieren.

Hilflos sah ich zu, wie die Schlange vorrückte und ein weiteres Kind heulend aus dem Zelt getragen wurde. Sein Weinen übertönte mein eigenes. Ich schluchzte auf und schlang die Arme fester um Rens Hals.

»Das wird schon«, sagte er und lächelte. »Es tut wirklich nicht so weh, wie du denkst.«

Aber es tat weh. Und auf dem *Thangka* von Meister Shuya gab es keine Sterne, die man zählen konnte.





1. Teil

Das Jahr der Schlange

12 Jahre später



1. Kapitel

Einen Falken zähmte man nicht mit Härte. Wollte man, dass er Beute machte, ließ man ihn los. Man ließ ihn ungehindert durch die Lüfte fliegen, wo er spektakuläre Sturzflüge vollführen und sich mit tödlicher Geschwindigkeit auf sein Ziel stürzen konnte. Am Himmel waren die Falken wunderschön. Wären sie mitten in den Siedlungen gelandet, um ihre Klauen in ein kleines Tier zu schlagen und es mit ihrem spitzen Schnabel zu zerreißen, hätten die Menschen mehr Angst vor ihnen gehabt.

Aus genau diesem Grund war auch mein Platz nicht im Trubel der Stadt. Dort fühlte ich mich wie ein angebundener Falke, dem die Menschen beim Vorübergehen auswichen.

Ich beobachtete die endlosen Massen auf dem Basar von Sandu. Die Menschen kamen und gingen. Sie ließen sich treiben wie Schafe von ihrem Hirten. Esel und Dzomas wurden vor Karren gespannt und über die grob gepflasterten Straßen gezerrt, die von langen Reihen aus Marktständen gesäumt waren. Die Händler hinter ihren Sperrholzständen wetteiferten um Kundenschaft. Kisten und Säcke, die sie überall um sich herum verteilt hatten, verspererten einen Großteil der Straße. Lebende Hühner kauerten in übereinandergestapelten Käfigen, große Flussfische dümpelten in Bottichen vor sich hin, in denen das Wasser durch einen Luftstrom aus einem schmalen Schlauch in Bewegung gehalten wurde.

Die Stadt Sandu hatte einen ganz eigenen Atem. Ihr Rhythmus

war wie eine Sitar mit ihrem schnellen Saitenspiel, das die Wände der Steinhäuser zu beiden Seiten des Basars durchdrang und so bereits Säuglinge an laute Geräusche gewöhnte. In der Luft hing ein schwerer Dunst von Räucherwerk, das auf Altären am Straßenrand verbrannt wurde, gemischt mit dem Duft von fetttriefendem Hammelfleisch aus den Straßenküchen. Der Rauch vernebelte sogar die Stromleitungen, die über den Straßen hingen und sich in dicken Strängen von einem Laternenpfahl zum nächsten wandten. Auch der dämmerige Abendhimmel darüber war kaum zu erkennen. Von den Sternen ganz zu schweigen.

Ich betrachtete die Wolkenbänder, die der Wind über die geschwungenen Dächer dahintrieb. In belebten Städten wie Sandu waren die Dächer mit ihren rinnenförmigen Ziegeln der beste Ort für Menschen wie mich. Wäre ich allein gewesen, hätte ich mich bereits auf das Dach des nächstgelegenen Teehauses geschwungen und meinen Weg abseits vom Gedränge fortgesetzt. Diesmal musste ich allerdings mit der Straße vorliebnehmen: Meine Begleitung war nicht gerade kletterfreudig.

Wir kamen zu einem Stoffladen. Ich blieb in die Ladentür gelehnt stehen und starrte nach draußen. Währenddessen hörte ich mit einem Ohr, wie Dray drinnen mit dem sturen Inhaber verhandelte. Das Feilschen klang wie ein Streit.

»Ein lächerliches Angebot!« Der Verkäufer schlug den letzten Preisvorschlag energisch aus. »Das ist echter Yak-Khullu. Ich bin schon großzügig, wenn ich bei zehn Wen mitgehe. Wovon soll ich bitte meine Familie ernähren, wenn ich mich auf weniger als zehn einlasse?«

Ich hörte Dray schnauben. »Dummes Geschwätz. Sie haben nicht mehr als fünf Wen dafür bezahlt. Die Wolle ist nicht richtig verarbeitet – sehen Sie her – an mehreren Stellen. Für einen guten Khullu können Sie zehn verlangen, aber dieser hier ist Ausschuss.«

»Er ist in gutem Zustand.«

Dray lachte. »Gut? Ist das Ihr Ernst? He, Dawei!« Er stieß einen Pfiff aus. »Sag mal, findest du, der ist zehn Wen wert?« Ich sah ihn

über die Schulter hinweg an. Dray war groß und schlank, hielt sich stets aufrecht und hatte ein gepflegtes Äußeres, was ihn wohlhabender erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war. Er trug eine dunkelgraue Chuba – ein langes Gewand aus Schaffell, das nur eine Schulter bedeckte und über einem helleren Hemd getragen wurde – und eine schwarze Baumwollhose, deren Beine in seinen hohen Stiefeln steckten. Er lächelte mich an. Die Grübchen in seinen Wangen und seine Unschuldsmiene ließen vermuten, er habe bei seiner Bitte keinerlei Hintergedanken.

Dray hätte meine Hilfe nicht wirklich gebraucht. Er war geschickt im Feilschen und bekam letztendlich immer den Preis, den er wollte. Dass er mich herbeirief, hieß, er war der Höflichkeiten überdrüssig und wollte dem Händler klarmachen, wer das letzte Wort haben würde.

Na schön, dachte ich, und betrat das Geschäft. Dann stelle ich mich eben zur Abschreckung neben dich, wie schon Millionen Mal zuvor.

Im Ladeninneren waren die Regale zum Bersten mit Tierhäuten, Pelzen und leuchtend eingefärbten Leinen- und Wollstoffen vollgestopft. An den roten Lehmwänden hingen auf Leder gemalte Porträts der Gottheiten, die Wohlstand symbolisierten. An der Stirnwand des Raumes stand ein kleiner Altar mit Obstschalen und Räucherstäbchen, die nach Sandelholz dufteten. Da über dem Altar neben einem *Thangka*-Rollbild von Meister Shuya auch Porträts der Oberhäupter des herrschenden Clans hingen, konnte man davon ausgehen, dass der Händler ihnen treu ergeben war.

Mit verschränkten Armen und übertrieben düsterer Miene stellte ich mich neben Dray, damit sein Verhandlungspartner einsah, dass er sich in puncto Preise mit den Falschen anlegte. Der alte Mann starrte mich an. Er musste wissen, was meine Aufmachung bedeutete. Der schwarze, in der Taille gebundene Kaftan war für die Menschen aus den Bergen kein ungewöhnliches Kleidungsstück, doch ein gekrümmtes, mit Fledermausgravuren verziertes Khukri trugen nur die Vertreter einer Berufsgruppe am Gürtel: die Bianfu. Selbst wenn der

Händler in mir einen sechzehnjährigen Jungen sah, zeigte meine Anwesenheit Wirkung – mit dem Feilschen war es nun vorbei.

Dray hielt mir den Khullu hin. Er strich mit den Händen über den silbergrauen Wollstoff. »Siehst du? Was meinst du, was ist der wert?«

»*Gar nichts*«, gab ich mit einer für beide unmissverständlichen Geste zu verstehen, ohne auch nur einen Blick auf das Stück zu werfen.

Der Händler verzog das Gesicht. Meine Antwort war unnötig schroff, wenn man bedachte, dass der Mann sicher kein ausgemachter Schwindler war. Auf den Basaren konnte der Ausgangspreis bis zum Dreifachen des Warenwertes betragen, also war Drays Versuch, den Preis um einige Wen zu drücken, nicht der Rede wert. Ehrlich gesagt hätte ich auch nichts entdecken können, was an dem Khullu auszusetzen gewesen wäre. Dray hatte in der Hinsicht zehnmal bessere Augen als ich, und wenn er den Yak-Filz zu einem Spottpreis haben wollte, dann half ich ihm natürlich, ihn auch zu bekommen. Es gehörte nicht gerade zu meinen Stärken, ihm etwas abzuschlagen.

Dray lächelte und wiederholte sein Angebot: »Ich zahle sechs Wen. Der Preis ist mehr als fair.«

»Na, meinetwegen«, lenkte der Händler widerwillig ein. »Dann sind wir im Geschäft.«

Ich schmunzelte zufrieden. Das ging wirklich leicht. Manchmal war bei den Händlern trotz der abschreckenden Wirkung, die wir Bianfu hatten, noch ein wenig zusätzliche Überzeugungsarbeit nötig – auch wenn sie nur noch der Form halber feilschten –, ehe sie auf Drays Angebot eingingen. Hier und jetzt genügte allein meine Anwesenheit, damit Dray seinen Wunschpreis ohne weitere Umschweife bekam.

Ich betrachtete die Stoffe, während Dray den Händler bezahlte. Den Geldtransfer führten sie durch, indem sie routiniert ihre Arme reißen – die Geren – aneinanderhielten. Deren kleine Lämpchen leuchteten kurz auf, als sie sich mit dem Himmelsnetz verbanden. Der Händler sah so sauer aus, dass er mit seinem Blick ein Loch in die Berge des Aachalendra hätte ätzen können.

»Das war gierig von dir«, gestikulierte ich, sobald wir uns ein Stück vom Laden entfernt hatten. Dray trug das papierumwickelte Stoffbündel mit beiden Händen wie ein Kind, das gerade einen großen Fisch gefangen hatte. »Mir sind keine Mängel daran aufgefallen. Du hättest ihm ohne Weiteres die zehn geben können.«

»Ich habe einen guten Preis für verschlissene Ware gezahlt. Ich haue niemanden übers Ohr, und das weißt du auch. Der Mann hätte sich nicht darauf eingelassen, wenn er wirklich Verlust gemacht hätte.«

»Wenn die Wolle tatsächlich in so schlechtem Zustand ist, warum hast du sie dann gekauft?«

Er zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich noch nicht. Vielleicht mache ich eine Satteltasche daraus. Die Farbe ist wunderschön. Damit kann ich das Doppelte von dem herausschlagen, was ich heute hingelegt habe.«

Ich schüttelte den Kopf. Dray geriet leicht ins Schwärmen, wenn er über zukünftige Projekte nachdachte. Er war bereits vor Jahren bei einem Schneider in die Lehre gegangen und brachte unserer Familie mit dem Verkauf seiner Kreationen so manches hübsche Sümmchen ein. Vor seiner Zeit im Waisenhaus hatte Dray bei Nomaden gelebt und unter dem offenen Sternenhimmel geschlafen. Zu jeder Jahreszeit nahm er kleinste Veränderungen wahr, die mir niemals aufgefallen wären. Er war von Natur aus neugierig, hatte eine rege Vorstellungskraft und ein unersättliches Verlangen nach Neuem, was in mir die Angst schürte, dass ihm das Leben in einem Bergdorf auf Dauer nicht genügen würde.

Dray war zwei Jahre älter als ich. Im Laufe der kommenden Monate würde er achtzehn werden – oder er war es bereits, denn niemand wusste, in welchem Monat er genau geboren war. Einige Jahre, nachdem Tantchen meinen älteren Bruder Ren und mich in ihrem Haus aufgenommen hatte, war er auf die Terrassen von Madang gezogen. Obwohl ich ein Schweigegelübde, ein *Anjing*, abgelegt hatte und die Kommunikation zwischen uns anfangs nicht einfach war, hatte sich Dray meine Sprache schnell angeeignet. Dabei kam ihm zugute, dass

er selbst keine Gebärden verwenden musste. Es reichte aus, dass er mich verstand. Denn taub war ich nicht. Ein *Anjing* legte man aus freien Stücken ab.

»Davon abgesehen«, sagte Dray spitzbübisch, »hast du dem Mann selbst gesagt, dass die Wolle nichts wert ist. Und jetzt hast du Mitleid mit ihm, weil ich sechs Wen bezahlt habe?«

»Ich dachte, du wolltest, dass ich ihn einschüchtere.«

»Wie bitte?« Dray drehte sich zu mir um und ging rückwärts weiter. »Hast du gerade etwa zugegeben, den alten Kauz um meinetwil- len erschreckt zu haben? Dawei. Ich bin schockiert.«

Ich senkte den Blick. Eine vertraute Wärme kribbelte auf meinem Gesicht, wie so oft, wenn ich mit Dray zusammen war.

Wir waren in vielerlei Hinsicht gegensätzlich. Er war gesellig und gutaussehend, hatte üppiges dunkelbraunes Haar, dichte Wimpern und große Augen, die die Welt mit Staunen betrachteten. Ihre Farbe schien sich mit der Tageszeit zu ändern: In der Morgendämmerung war seine Iris schwarz wie Feuerstein, in der Mittagssonne hatte sie ein warmes Braun, und im Schein des abendländlichen Lagerfeuers glühte sie mahagonifarben. Seine Haut hatte einen stärkeren Bronzeton als meine und wirkte noch mitten im Winter wie von der Sonne geküsst. Seine Mundwinkel zeigten selbst dann leicht nach oben, wenn sein Gesicht entspannt war.

Alle mochten ihn. Ich dagegen war derjenige, der nicht lächelte. Der die Fehler sah, der zweifelte und zögerte, wenn Dray losstürmen wollte. Im Zorn hatte Tantchen einmal gesagt, ich sei der größte Sauertopf, den sie je großgezogen hätte. Wenn man bedachte, wie viele Waisenkinder sie im Laufe der Zeit in ihrer Obhut gehabt hatte, sagte das ziemlich viel aus.

Die Basare von Sandu erinnerten mich immer wieder daran, wie anders das Leben hätte verlaufen können, wenn Tantchen Ren, Dray und mich nicht adoptiert hätte. Mein Blick fiel auf einen Jungen in meinem Alter, der schlaff an einer Rikscha lehnte. Auf den ersten Blick sah es aus, als ob er döste, aber schon wenige Details verrieten,

dass sein Zustand tiefer als ein Schlaf war. An seinen Lippen hatte sich Speichel gesammelt. Sein Geren war für alle sichtbar. Obwohl er kaum über nennenswerte Ersparnisse verfügen konnte, beäugten die Passanten seinen Armreif gierig. Es war nur eine Frage der Zeit, bis jemand die Gelegenheit nutzen und dem Jungen auch noch die letzten Wen stehlen würde.

Ich hatte versucht, mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass der Tod nicht zwangsläufig schlimm war. Eine der ersten Lehren, die ich von den heiligen Männern, den Luohan, erhalten hatte, besagte, dass die Toten die Erde nährten. Dass dort, wo der Tod auftauchte, später sattes Grün in neuer Pracht gedieh. Nachdem der Schwarze Regen ganze Familien und Dörfer ausgelöscht hatte, blühten Jahrhunderte später Zichorien auf den Gräbern, und das Gras wuchs üppiger als zuvor. Es hieß, dies sei die Art der Götter, zu zeigen, dass der Verstorbene weitergezogen und in einem reinen Körper wiedergeboren worden war.

Der Gedanke war tröstlich. Und grausam zugleich. Zu den Lehren der Luohan gehörte auch der Glaube, dass die Taten aus einem vergangenen Leben bestimmten, in wessen Körper und in welcher Stellung die Seele wiedergeboren würde. Sinn und Zweck der Lehre bestand vermutlich darin, die Leute zu einem tugendhaften Leben zu animieren, aber manchmal fragte ich mich in kindlicher Einfalt, ob es wirklich so viele gab, die die Armut verdienten. Lediglich ein Drittel der Bevölkerung Fusangs war imstande, ihre Bürgerschulden vor Erreichen des zwanzigsten Lebensjahres zu begleichen.

Die Bürgerschulden waren auch der Grund, warum Dray und ich am heutigen Tag nach Sandu gekommen waren. Die zweite Zahlungsperiode im Jahr der Schlange näherte sich ihrem Ende. Jeder Bewohner Fusangs musste sich seine Staatsbürgerschaft erkaufen. Diese Pflicht oblag allen, die den staatlichen Armreif, den Geren, am Handgelenk trugen – mit anderen Worten, allen über vier Jahren. Ob wir wollten oder nicht, Dray und ich mussten regelmäßig nach Sandu kommen, um einen Teil unserer Schulden zu begleichen und uns den Status als vollwertige Bürger Fusangs zu sichern.

Wir schlenderten weiter an den zahlreichen Läden vorbei, bis wir den Gouverneurssitz erreichten, der mit seinem Prunk einen starken Kontrast zu dem Gedränge auf den Basaren bildete. Das riesige Bauwerk repräsentierte die Leitkultur Fusangs, die im Laufe der Jahre zusehends auch in die Minderheitengebiete vorgedrungen war. Bei der Restaurierung alter Gebäude wurde die Namla- und Hirayal-Architektur einfach durch die Architektur Fusangs ersetzt. Das Gouverneursgebäude war dafür das beste Beispiel und führte einem die herrschenden Machtverhältnisse vor Augen. Seine Säulen dufteten nach frischer Kiefer und waren mit leuchtend roter Farbe gestrichen. Unter dem Dachvorsprung hingen Lampions in strahlendem Rot, und in den aufragenden Ecken auf dem Dach verzogen geflügelte, löwenartige Wesen, die *Píxiū*, ihre Gesichter zu Grimassen. Vor dem Eingang wehten Fahnen mit einer schwarzen Schildkröte und einer Schlange – zum Zeichen dafür, dass die Behörde Beifang Zhi unterstellt war, einem der vier herrschenden Clans im Staat Fusang.

Der Vorhof war von einer moosbewachsenen Steinmauer umgeben, mit Wachen vor dem Tor. Eine von ihnen grüßte uns in förmlichem Fusang: »Guten Abend, meine Herren. Der Gouverneur ist heute nicht zu sprechen. Wenn Sie wegen der Bürgerschulden kommen, dann beeilen Sie sich bitte. Das Büro schließt jeden Augenblick.«

»Um die geht es«, antwortete Dray auf Namla, der Sprache, die in unserer Provinz überwiegend gesprochen wurde. Er beherrschte Fusang zwar, verwendete es aber nur, wenn es wirklich nötig war. Die Wachen verstanden Namla. Obwohl sie edle Uniformen im Stile Fusangs trugen und ihre langen Haare auf dem Kopf zu einem Knoten zusammengebunden hatten, verriet ihr nördlicher Akzent, dass sie Einheimische waren. Jedermann wusste, dass Staatsbedienstete ungeachtet ihrer Herkunft verpflichtet waren, die Gepflogenheiten Fusangs zu übernehmen. Sie mussten sogar Ortsnamen auf Fusang für Gebiete nutzen, die eine eigene Sprache und Namensgebung hatten. Die Provinz Namla wurde auf Fusang Nanmu genannt.

Der Mann fuhr fort: »Ich möchte Sie bitten, das Khukri sowie alle anderen Waffen hier abzugeben. Wir werden solange auf sie aufpassen. Wenn Sie hineingehen, melden Sie sich bitte am Empfang an, indem Sie Ihren Geren mit dem Sensor am Eingang synchronisieren. Warten Sie, bis Sie namentlich an den Serviceschalter gerufen werden. Sie können den Vorgang beschleunigen, indem Sie die erforderlichen Ausweisdokumente bereithalten –«

Er trug die Anweisungen vor, während Dray und ich sie schon befolgten. Ich nahm meinen Gürtel mit dem Khukri ab und öffnete meine Tasche. Der Mann warf nur einen kurzen Blick hinein. In der Provinz Namla wussten alle, dass die Bianfu nicht nur am Gürtel Waffen trugen, aber sie sahen darüber hinweg. Die Einheimischen, einschließlich der Staatsdiener, respektierten diese Tradition.

Das Innere des Gebäudes war nicht so reich verziert wie seine Außenwände. Das dunkle Eichenholz war gänzlich unbemalt. Meine Schritte hallten in der leeren Eingangshalle, die einzig von einem Sandmandala belebt wurde, das die hiesigen Luohan angefertigt hatten. Das kreisrunde Muster sollte den Menschen, die das Gebäude aufsuchten, Glück bringen. Seit sieben Jahren zierte es unverändert den kahlen Empfangsbereich. Hinter dem Mandala standen zwei Identifikationsautomaten aus Metall. Sie wirkten inmitten des imposanten Holzgebäudes grotesk hässlich.

Ich zog den Ärmel hoch und legte meine Hand unter den Sensor. Ich hatte die Staatstechnologie schon immer als abstoßend, ja regelrecht bedrohlich empfunden, wohingegen Dray von allem Technischen fasziniert war, als wäre es reine Magie. Ein strahlend blaues Licht in der Röhre scannte meine Daten, und eine mechanische Frauenstimme verkündete: »Vielen Dank. Registrierung abgeschlossen.«

Normalerweise war die Halle voller Menschen. Ich hatte unangenehme Erinnerungen daran, wie es war, im schwülen Hochsommer zur Stoßzeit hier zu warten, wenn die abgestandene Luft nach Schweiß und Dreck stank. Kinder weinten, weil ihnen schlecht wurde, und Eltern verloren die Nerven. Man wartete Stunden. Dray und ich hatten

unsere Lehren daraus gezogen und uns angewöhnt, erst am letzten Tag der Zahlungsperiode herzukommen, wenn die meisten Bewohner ihre Bürgerschulden bereits beglichen hatten. Die Taktik zahlte sich aus, denn wir kamen sofort an die Reihe.

Dray sah mich an und fragte dann zögerlich: »Hör mal ... Kann ich dich um etwas bitten?«

Ich nickte, ohne darüber nachzudenken. Dray schien seine Worte abzuwägen. Er dämpfte die Stimme, als hätte er Angst vor meiner Reaktion: »Ich weiß, dass ich Tantchens Anweisungen widerspreche, aber es ist wichtig. Kümmere dich zuerst um deine Schulden, bevor du die der anderen bezahlst. Bitte, Dawei. Ich möchte nicht, dass es dir so ergeht wie Qiren. Obwohl die ganze Familie mitgeholfen hat, konnten wir seine Schulden nicht abzahlen – die meisten Kinder sind zu klein, um Geld zu verdienen. Noch hast du die Chance, deine eigenen Schulden loszuwerden. Du kannst es schaffen, wenn du nur einmal an dich denkst.«

»Dray, dein Termin verstreicht, wenn du jetzt nicht gehst.«

Ich umklammerte den Riemen meiner Tasche. Dray sah sie an, als wäre sie eine schwere Eisenkugel, mit der ich in den nächstbesten Fluss springen wollte. Er zog die Augenbrauen zusammen. Der finstere Gesichtsausdruck schmerzte zutiefst, dennoch gab ich ihm nicht die erhoffte Antwort. Ich war meiner Familie gegenüber loyal. Wie alle anderen Waisenkinder hatte auch ich mit Tantchen ein Gespräch geführt, bevor ich zum ersten Mal arbeiten ging: Sie wünschte sich, dass wir alle an einem Strang zogen und zuerst die Schulden der abstotterten, die unsere Hilfe am dringendsten nötig hatten. Das hatte ich mir zu Herzen genommen. Als Bianfu verdiente ich besser als die anderen, und mit dem Geld trug ich so viel wie möglich von den Schulden meiner Adoptivgeschwister ab.

Ich wandte mich ab und ging auf den leeren Stuhl vor einem Schalter zu, hinter dem ein Angestellter bereits ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch trommelte. Mir war mulmig zumute. *Kümmere dich zuerst um deine Schulden, bevor du die der anderen bezahlst.* Warum

musste Dray so etwas sagen ...? Normalerweise hielt er sich an Tantchens Anweisungen. Warum dachte er, ich wäre bereit, so egoistisch zu handeln, wie er es verlangte?

»Guten Abend«, unterbrach eine gereizte Stimme meine Gedanken. Ich sah zu dem Mann auf, der hinter dem Holzgitter saß, und deutete eine höfliche Verbeugung an. Mein Gegenüber erwiderete sie nicht. Seiner schroffen Haltung nach zu urteilen, hatte dieser Mann mittleren Alters, der in ein schwarzes *Tángzhuāng*-Hemd gekleidet war, in den letzten Tagen einen endlosen Strom von Ausflüchten gehört, warum die Stadtbewohner ihre Schulden aktuell nicht bezahlen konnten. Ich hatte den Verdacht, dass die Trengitter vor den Schaltern gar nicht dazu da waren, die Angestellten zu schützen, sondern um zu verhindern, dass sie die Not der Bürger sahen.

Ich warf einen Blick auf das Namensschild des Mannes und seufzte, als ich sah, dass Gebärdensprache dort nicht aufgeführt war.

»Herr Kong«, hob er an. »Aus Ihrer Akte geht hervor, dass Sie in den letzten Jahren stets den erforderlichen Mindestbetrag Ihrer Bürgerschulden entrichtet haben. Gleichzeitig sehe ich aber auch, dass Sie bisher weniger als die Hälfte Ihrer Gesamtschulden getilgt haben. In Anbetracht Ihres Alters wäre das wünschenswert. Mit einem Blick in Ihre Zahlungshistorie sehe ich außerdem, dass Sie ...« Der Mann hielt inne, als er bemerkte, dass ich mir den Zeigefinger an die Lippen hielt. Er vollendete den Satz anders als geplant. »Ach ... ein *Anjing* sind?«

Ich nickte. Er verdrehte theatralisch die Augen.

»Einen Augenblick«, knurrte er. »Ich hole jemanden, der Ihre Sprache spricht.«

»*Tun Sie das*«, stimmte ich mit einer Handbewegung zu. Die Geste war so eindeutig, dass sie nun wirklich jeder verstand. Der Mann murmelte im Weggehen etwas von »verfluchten Hinterwäldlern« und »Zeitverschwendungen«.

Als eine Frau am Schalter erschien, hatte ich den Inhalt meiner Tasche bereits ordentlich auf dem Tisch zurechtgelegt. Die Papiere der

Kinder hatte ich dem Alter nach sortiert, damit die Bearbeiterin direkt wusste, in welcher Reihenfolge ich zahlen wollte.

Sie lächelte mich an und schob das Gitter zur Seite, um besser mit mir kommunizieren zu können.

»Guten Abend«, flötete sie und gestikulierte dabei. »Man sagte mir, hier sei jemand, der ein *Anjing* abgelegt hat. Hören können Sie normal, oder soll ich in Gebärden sprechen?«

Ich gab ihr zu verstehen, dass sie sich den Aufwand sparen konnte.

»Alles klar«, sagte sie und nahm die Hände herunter. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Papierstapel vor sich. »Wie wollen Sie Ihre Zahlungen dieses Mal verteilen, Herr Kong?«

»Wie letztes Mal auch«, antwortete ich und schob ihr alles hin. »*Ihm möchte ich das meiste abgeben.*« Ich tippte auf Drays Papiere. »Er ist der Älteste. Dann weiter von Alt nach Jung.«

Die Frau zog die Stapel zu sich heran und blätterte sie durch. Vor ihr lagen die Unterlagen von insgesamt vierzehn Waisenkindern. Der sanfte Ausdruck auf ihrem Gesicht wurde augenblicklich ernst.

»Herr Kong, bevor wir die Überweisung durchführen, würde ich mich mit Ihnen gerne über Ihren Zahlungsplan unterhalten. Es ist meine Pflicht, sicherzustellen, dass Sie Ihren eigenen Plan im Blick behalten. Aktuell haben Sie bis zur kompletten Tilgung noch vier Jahre, was weniger als ein Drittel des gesamten Zahlungszeitraums ist. Und Sie haben noch nicht einmal die Hälfte Ihrer eigenen Schulden abgetragen. In einer solchen Situation empfehle ich Ihnen unter keinen Umständen, weiter die Tilgungszahlungen für andere zu leisten. Sonst geraten Sie in ernsthafte Schwierigkeiten.«

»Vier Jahre genügen, um meine Schulden abzuzahlen. Meine Raten sind gut, wie Sie sehen können.«

»Ja, das sehe ich. Allerdings sehe ich auch einen Widerspruch bei Ihren Gehaltszahlungen. Als Beruf ist bei Ihnen ›Bote‹ angegeben, Ihr Einkommen übersteigt allerdings die Geldmittel Ihres eingetragenen Arbeitgebers – des Waisenhauses Namla Dolma – um ein Vielfaches.« Die Frau sah mich ernst an. »Korrigieren Sie mich, wenn ich falsch-

liege, aber Sie sind ein Bianfu. Leute wie Sie haben kein geregeltes Gehalt, daher kann ich auf dieser Grundlage keinen Schätzwert für Ihr Einkommen ansetzen.«

»Das macht nichts. Es reicht, wenn ich weiß, was ich in Zukunft verdienen werde.«

»Herr Kong«, sagte die Frau und seufzte. Sie verschränkte die Arme auf dem Tisch und sah mir direkt in die Augen. »Ich habe das Gefühl, dass Sie den Ernst der Lage nicht begreifen. Die Datenbank sagt mir, dass Ihr älterer Bruder Kong Qiren zwanzig Jahre alt geworden ist. Er hat sich während der letzten Zahlungsperiode weder bei den Behörden gemeldet, noch haben wir den erforderlichen Mindestbetrag zur Deckung seiner Schulden erhalten. Wenn diese bis Jahresende nicht beglichen sind, wird er nach Naraka ins Arbeitslager geschickt.«

Ihre Worte gingen mir zum einen Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus. Mir war bewusst, dass Ren seine Schulden nicht mehr rechtzeitig begleichen konnte. Ebenso war mir klar, dass sein plötzliches Verschwinden stark dafür sprach, dass er untergetaucht war. Niemals wäre mir jedoch in den Sinn gekommen, das einer Staatsdienerin zu verraten. Ich hielt zu Ren. Wenn er seine Schulden nicht beglich, wurde er Eigentum des Staates. Eine kostenlose Arbeitskraft, wenn sie ihn erwischen würden. Da half ich lieber, meinen Bruder zu decken, als den pflichtbewussten Bürger zu mimen.

»Was soll ich dazu sagen?«, fragte ich achselzuckend. »Mein Bruder ist für seine Tilgung selbst verantwortlich.«

»Ganz im Gegenteil, Herr Kong. Seit einer Gesetzesänderung sind Angehörige verpflichtet, die Schulden eines Familienmitglieds zu übernehmen, wenn es die letzte Frist verstreichen lässt.«

Die Beamtin hielt inne, um sich zu vergewissern, dass ich ihr zuhörte. »Das bedeutet, dass Sie die Schulden Ihres Bruders erben, sollte Kong Qiren in die Berge flüchten. Haben Sie das verstanden?«

Was verstanden?

Ich sah die Frau fragend an. Die Worte hatte ich gehört, ihre Bedeutung aber wollte mir nicht in den Kopf. Den Stein, der kalt und

schwer in meinen Magen sank, spürte ich in diesem Moment noch gar nicht. Dass die Frist zur Begleichung von Rens Schulden ablief, hatte mir kein Kopfzerbrechen bereitet, denn die Option zu fliehen hatte von Anfang an im Raum gestanden. Sie war unser Notfallplan gewesen, weil Ren und ich wussten, dass wir in der Wildnis überleben konnten. Deshalb hatte ich mir um meinen großen Bruder keine Sorgen gemacht. Deshalb hatte ich nicht versucht, seine Schulden zu tilgen, obwohl ihm die Zeit davonlief.

Mit dem neuen Gesetz schlug der Staat die Hintertür zu, die uns vorher stets offen gestanden hatte.

»Also ...«, begann ich zögernd. »Wenn mein Bruder verschwindet ... werde ich zur Verantwortung gezogen?«

»Ja. Und sollten Sie beschließen, Ihre Zahlungspflicht mit dem gleichen Trick zu umgehen, dann werden Ihre Erziehungsberechtigten zur Rechenschaft gezogen. Dann müsste das Waisenhaus Namla Dolma zahlen.« Der heitere Ton und das Wohlwollen der Frau waren einem mechanischen Abspulen von Informationen gewichen. Sie senkte die Stimme. »Der Staat Fusang ist gezwungen, auf die wiederholten Fälle vermisster Personen zu reagieren. Es geht nicht anders. Jeder muss einen Beitrag leisten: entweder durch die Zahlung der Bürgerschulden oder als Arbeitskraft in Naraka.«

»Naraka ist keine Option!« Ich schlug mit der Handfläche auf den Tisch. »Euch muss doch klar sein, was die Strahlung dort anrichtet? Ihr schickt alle in den sicheren Tod!«

»Unsinn.« Eine leichte Röte stieg der Frau in die Wangen. Sie machte sich weiterhin Notizen. »Wenn die Situation Sie stört, empfehle ich Ihnen, Ihren Bruder ausfindig zu machen. Hinsichtlich des fehlenden Betrags habe ich einen Vermerk hinterlassen, dass die Gesamtsumme seiner Schulden um eine Säumnisgebühr erhöht wird.«

»Schon gut, ich bezahle die verdammte Rate für ihn.«

»Wie Sie wünschen.«

Die Frau griff nach den Papierstapeln und gab die Namen der Waisenkinder der Reihe nach in die Datenbank ein. »Wenn ich Ih-

nen einen Rat geben darf: Eine einfache Möglichkeit, die Schulden abzubauen, besteht darin, ein Kind zu bekommen. In dem Fall erhalten Sie vom Staat zum Dank eine Prämie für die Steigerung der Geburtenrate.«

Ich erwiderte nichts mehr. Stattdessen lehnte ich mich im Stuhl zurück und verschränkte die Arme. Ein Kind zur Schuldentilgung, guter Witz. Gerade diese Prämien waren der Grund dafür, dass so viele Kinder auf der Straße landeten. Von dem Geld profitierte nur eine Person – die Mutter –, Vater und Kind blieben weiterhin verschuldet. Manchmal beschloss ein Paar, ein weiteres Kind zu bekommen, damit auch der Vater in den Genuss der Bonuszahlung kam. Wenn die Eltern ihre Kinder dann nicht ernähren konnten, setzten sie sie auf den Stufen eines Waisenhauses aus. Die Kinder blieben verschuldet zurück und warteten auf das Zwangsarbeitslager in Naraka wie die Schweine auf den Metzger.

Auf diese Weise versorgte sich der Staat mit kostenlosen Arbeitskräften, vor allem aus ärmeren Bezirken. Es war ein abgekartetes Spiel.

»Vorerst wäre damit alles erledigt«, sagte die Beamte schließlich. Sie nickte in Richtung des röhrenförmigen Lesegeräts auf dem Tisch. »Bitte halten Sie Ihren Geren an den Sensor.«

Ich schob meine Hand in die Röhre. Ein blaues Lämpchen leuchtete auf, und ein Zähler an der Seite des Geräts fing an zu laufen. Ausdruckslos verfolgte ich, wie meine gesamten Ersparnisse aufgezehrt wurden und die Nullen am Ende der Summe eine nach der anderen verschwanden. Ich nahm einen tiefen Atemzug. Gegenüber Dray würde ich so tun müssen, als wäre alles in Ordnung. Er durfte nicht wissen, dass mich das Arbeitslager in Naraka erwartete, ganz egal was ich tat. Dort sei kein Leben, hieß es. Niemand, der nach Naraka geschickt wurde, kehrte je zurück.

Es gab kein schlimmeres Schicksal.

2. Kapitel

Ich dachte noch immer über das hoffnungslose Ausmaß meiner Schulden nach, als ich Stunden später allein den steilen Bergpfad des Aachalendra hinaufging. Ich hatte Dray in Madang nach Hause begleitet, war aber bald darauf schon wieder in die Nacht entschwunden. Er hatte mir besorgt nachgeblickt. Dray hatte die bemerkenswerte Gabe, meinen wahren Gemütszustand zu erkennen, auch wenn ich mir alle Mühe gab, ihn zu verheimlichen.

Es war nie der Plan gewesen, in dieser Nacht etwas zu schmuggeln – Ren und ich arbeiteten zusammen, und während seiner Abwesenheit hatte auch ich mich von den Bergen ferngehalten –, aber was ich im Büro des Gouverneurs erfahren hatte, ließ mir keine andere Wahl.

Ich brauchte Geld. Und dafür wiederum Aufträge, die auf einen Schlag viel einbrachten. Ich würde mir die Hände wund schuften, um für Tantchen so viel wie nur möglich zusammenzuraffen, ehe meine eigene Frist ablief. Freie Tage konnte ich mir jetzt nicht mehr leisten.

Auf den kiefern bewachsenen Hängen herrschte nachts eine erbarummunglose Dunkelheit. Meiner Erinnerung folgend hangelte ich mich den immer steiler ansteigenden Bergpfad hinauf. Dort, wo es besonders unwegsam war, suchte ich Halt an stabilen Ästen und Felsbrocken. Mein Ziel war eine Pagode mit einer Reihe goldener Lampions an den Dachtraufen, durch die sich das Gebäude von der steil aufragenden Bergwand dahinter deutlich abhob. Ganz oben auf dem First

sah ich drei Falken sitzen, die aussahen wie kleine Skulpturen aus Stein. Sie hatten die Schwungfedern im Schlaf angelegt und öffneten die Augen einen Spalt breit, als sie meine Schritte hörten.

Die Gebirgspagode hatte einst den Luohan gehört. Sie war ein beeindruckender Holzbau mit sechs Stockwerken, die je ein eigenes Dach hatten. Die grüne Farbe auf den tönernen Dachziegeln war im Laufe der Jahre grau geworden, und der Lack auf den roten Säulen war ebenfalls nicht mehr das, was er einmal gewesen war. Der Weg, der zur Pagode führte, war einst durch einen verheerenden Erdrutsch unpassierbar geworden, und so hatte man das Gebäude dem Verfall preisgegeben. Doch die Bianfu hatten es als perfekten Ort für ihre Versammlungen auserkoren. Die Pagode lag hoch genug, um die Behörden auf Abstand zu halten, denn selbst die trittsicheren Bianfu mussten an den Steilhängen Vorsicht walten lassen. Ohne die Seile, die als Kletterhilfe an den Ästen der Kiefern befestigt waren, wäre der Aufstieg reiner Selbstmord gewesen.

Das Wort »*Bianfū*« bedeutete in der Sprache Fusangs Fledermaus. Damit bezeichnete man Namlas gefürchtete Drogenkuriere, denn genau wie Fledermäuse waren sie schnell und unauffällig, am nächtlichen Himmel fast unmöglich zu entdecken. Ihrem düsteren Erscheinungsbild zum Trotz waren Fledermäuse aber auch ein Symbol für Glück. Daher stellte man ihre Flügel oft mit roter Farbe in Form eines Ruyi-Zeichens dar, das für Glück und Stärke stand, denn in *Fledermaus* und *Glück* steckte dieselbe Silbe. Das waren Ren und ich, glückbringende Fledermäuse.

Obwohl die Bianfu gefürchtet waren, genossen sie in Namla großen Respekt. Kleinere Lieferungen, so hieß es, brachte man jetzt, wo Kraftfahrzeuge verboten waren, am schnellsten ans Ziel, indem man junge Menschen mit flinken Beinen beauftragte. Anfangs waren die Taschen der Kuriere voller Briefe und anderer Botschaften gewesen. Später hatte sich das Volumen der Taschen vergrößert. Nun transportierten die Kuriere vorwiegend Rauschmittel, aber auch andere illegale Waren, wie zum Beispiel Waffen, was sie wiederum dazu zwang,

ein Khukri mit sich zu führen. Die Straßen wurden strenger überwacht, und die Kuriere verlegten sich auf die Dächer. Sie verwendeten Routen, die andere nicht zu nehmen wagten, huschten des Nachts so flink und geräuschlos dahin, dass es ihnen den Spitznamen Fledermäuse eingebracht hatte. Wann immer eine Sendung etwas Heikles beinhaltete – etwas, das man vor dem staatlichen Himmelsnetz geheim halten wollte –, ließ man sie einen Bianfu überbringen.

Ich erinnerte mich, dass ich anfangs begierig darauf gewesen war, zu erfahren, was die Taschen enthielten, die ich überbrachte. Einmal hatte ich der Neugier nachgegeben und ein in Leinen gewickeltes Heilkraut genauer inspiziert, als Ren mich ertappte. Nie zuvor hatte ich ihn so wütend erlebt. Obwohl er ein Hitzkopf war, der schnell in die Luft ging, hatte er mich noch nie geschlagen. Ich hatte beobachtet, wie Eltern ihre Kinder mit dem Stock züchtigten. Hatte gesehen, wie ein Bianfu einem Rivalen sein Khukri tief in den Bauch gestoßen hatte. Rens Schlag auf meiner Wange jedoch war das Schlimmste, was mir nach dem Tod meiner Mutter widerfahren war.

Ich spürte die Scham immer noch auf der Haut brennen, obwohl seitdem mehr als drei Jahre vergangen waren.

Ren hatte mir beigebracht, mich um den Inhalt der Sendungen nicht zu scheren. Mir war bewusst, dass ich jede Woche illegale Waren schmuggelte. Dray und Tantchen zuliebe war ich jedoch verantwortungsbewusster als viele andere Bianfu. Zum Beispiel weigerte ich mich, Dinge zu transportieren, die das Leben der Menschen in Namla gefährden könnten. Darunter fielen auch Schusswaffen. Ren wäre durchaus für lukrativere Aufträge zu haben gewesen, aber da er mit mir zusammenarbeitete, musste er meine Bedingungen akzeptieren.

Vielelleicht hätte er das nicht tun dürfen, dachte ich. *Vielelleicht hätte er es dann geschafft, seine Schulden rechtzeitig zu begleichen.*

Ich kam als einer der Letzten an der Bergpagode an. Sechs Personen in dunklen Gewändern saßen auf dem Holzboden und wärmeten sich am Feuer. Sie tranken Buttertee und unterhielten sich in vertrautem Ton, teilweise in Gebärdensprache. Eine von ihnen, eine Frau, war

deutlich älter als die anderen. Sie saß ein wenig abseits des Grüppchens und rauchte Pfeife. Ihre Augen waren trüb vom Grauen Star, die Haut im Gesicht faltig und schlaff. Trotz ihres Alters hatte sie die Beine mühelos zu einem Lotussitz verschränkt. Sie war eine ehemalige Bianfu, unser derzeitiger Kontakt. Wir nannten sie Frau Trizin.

»Dawei!«, rief ein junges Mädchen. »Dawei, setz dich hierher.«

Sie winkte mich heran. Sie trug einen cremeweißen Kaftan und einen Umhang aus Fuchspelz. Ihr pechschwarzes Haar war wie bei den meisten jungen Frauen in Namla zu zwei Zöpfen geflochten. Ihre Wimpern waren lang und dicht, und der warme Ton ihres Gesichts im Feuerschein erinnerte mich an die herbstlichen Weizenfelder kurz vor der Ernte, wenn sie die Terrassen goldbraun färbten. Das Mädchen war zart wie ein Vogel, sie war kleiner als die anderen Bianfu um sie herum, aber sie strotzte vor Selbstvertrauen, wie sie so breitbeinig dasaß.

Freyal Rawal war die Freundin meines Bruders und gehörte damit zur Familie. Sie war, im Vergleich zu uns, schon lange im Geschäft, obwohl sie nur drei Jahre älter war als ich. In meinen frühen Erinnerungen hatte Freyal auf dem Aachalendra-Bergfest für Aufruhr gesorgt, nachdem ihr einer der Männer aus dem Dorf einen Klaps auf den Hintern verpasst hatte. Der Alte hatte Glück gehabt, nicht sofort mit ihrem Khukri Bekanntschaft zu machen. Nach der Massenschlägerei hatte Freyal einen Schwall Blut ausgespuckt und mit fliegenden Zöpfen weitergetanzt, als wäre nichts geschehen. Ich glaube, das war der Augenblick, in dem Ren ihr mit Haut und Haaren verfallen war. Freyal Rawal war eine Klasse für sich.

»Taucht also doch noch einer von euch auf«, sagte sie, als ich mich neben ihr niederließ. »Ich hätte beinahe gewettet, ihr Kong-Brüder seid für immer von der Erdoberfläche verschwunden.«

»*Du meinst wohl Ren*«, verbesserte ich sie. »*Ich war die ganze Zeit in der Gegend. Ich bin eben erst mit Dray in Sandu gewesen.*«

»Ah ja ... na, das erklärt dann wohl, warum du so spät dran bist«, kicherte Freyal und goss Buttertee in eine Tasse.

Ich schnaubte zur Antwort. Drays Vorliebe für die Verlockungen

der Stadt war allgemein bekannt, und weil ich ihn ein paar Mal dort in Spielhallen begleitet hatte, wurde mir diese Neigung nun ebenfalls nachgesagt. Das war allerdings Unsinn. In Wirklichkeit war das einzige Spiel, das ich regelmäßig spielte, »Fingerraten« – und auch das nur ohne Geldeinsatz. Die kleinsten von Tantchens Kindern liebten dieses simple Spiel, bei dem sie erraten mussten, wie viele Finger ich hinter dem Rücken hochhielt.

Freyal hielt mir die Teetasse hin und fuhr fort: »Du weißt also nicht, wo sich dein großer Bruder herumtreibt?«

Ich nippte an dem heißen Getränk und antwortete ihr nicht. Tatsächlich hatte ich gehofft, Freyal die gleiche Frage stellen zu können.

»Hmm«, machte sie und legte die Stirn in Falten. Funken glühten in ihren großen dunkelbraunen Augen, als sie in die tanzenden Flammen der Feuerstelle starrte. »Eigentlich ist das gut. Ich hatte schon den Verdacht, Qiren wäre abgehauen, ohne mir etwas zu sagen, aber dir würde er das niemals antun. Wenn er sich von dir nicht verabschiedet hat, kommt er auf jeden Fall zurück.«

»*Ehrlich? Dasselbe habe ich über dich gedacht.*«

Freyal lächelte. »Sei nicht albern, Dawei. Qiren würde nie im Leben seinen lieben kleinen *Didi* im Stich lassen.«

Bei den letzten Worten klang ihre Stimme zuckersüß und sie betonte jenes Wort besonders stark, das »kleiner Bruder« bedeutete und das Ren verwendete, wenn er über mich sprach. Ich verdrehte die Augen. Wie die Menschen mich behandelten, hätte unterschiedlicher nicht sein können. Wildfremde sahen mich als furchterregenden Bianfu, für Bekannte war ich Rens ernstes kleines Brüderchen. Freyal liebte es, meine Glaubwürdigkeit zu untergraben. Sie hatte die Rolle der großen Schwester übernommen, die mich triezte und versuchte, mir ein Lächeln auf die Wangen zu zaubern, besonders wenn sie zu viel selbst gebrauten Reiswein getrunken hatte. Ich wusste nicht, wie sie sich in ernsten Situationen verhielt, denn ich hatte sie noch nie bei der Arbeit beobachtet. Im Gegensatz zu Ren und mir arbeitete Freyal immer allein. Ich hingegen war an einen Partner gewöhnt.

Ich sah erwartungsvoll zu Frau Trizin hinüber. Die alte Frau zog an ihrer langen Pfeife und blies eine dicke Rauchwolke aus, die ihr Gesicht einnebelte. Sie räusperte sich und spie zähflüssigen Schleim auf den Holzboden. Das war das Zeichen für die Bianfu an der Feuerstelle, ihr Gespräch zu beenden. Sie verstummten und verneigten sich demütig vor ihrer Anführerin.

»*Guten Abend, meine Freunde*«, begrüßte uns Frau Trizin. Genauso wie ich kommunizierte auch sie in GebärdenSprache. Sie hatte ihr Schweigegeißel lange vor meiner Geburt abgelegt, weshalb ich ihre Stimme nur von dem Husten kannte, den der Pfeifentabak bei ihr hervorrief. Als Oberhaupt der Bianfu war Frau Trizin genau die richtige Person gewesen, um mir meinen Gebärdennamen zu geben. Einen Tag lang hatte sie über meine Persönlichkeit nachgedacht und anschließend die Gebärde vorgeschlagen, die »Sturm« bedeutete. Ihre Wahl hatte mich erstaunt. Es gab weit und breit keinen ruhigeren Menschen als mich, und der Gebärdenname sollte doch den Charakter oder das Aussehen seines Trägers widerspiegeln. Frau Trizin rechtfertigte ihre Wahl jedoch nicht, sondern beharrte auf ihrer Entscheidung.

Ich war der Sturm. So unpassend die Gebärde für mich auch war.

»*Ich freue mich, euch heute zu sehen*«, setzte Frau Trizin an. »*Gleichzeitig bekümmert es mich, dass so viele heute nicht hier sind. Weiß jemand, wie sich das Ende der aktuellen Zahlungsperiode auf die Lebenssituation unserer Freunde ausgewirkt hat?*«

»Yang-shījiě wird nicht mehr kommen«, sagte eines der Mädchen. Ihr Haar war um den ganzen Kopf herum zu vielen kleinen Zöpfen geflochten. Ihr Gesicht war lang und schmal, und um ihren Hals wand sich eine dünne rötliche Narbe. Sie hörte auf den Namen Ruby Shay. Weil sie meist das Kinn zur Brust gezogen hatte, schien es, als würde sie jeden belauern, den sie ansah.

»Ihre Frist ist heute abgelaufen. *Shījiě* ist für immer fort.«

»*Verstehe*«, gab Frau Trizin mit einem Nicken zu verstehen. Sie nahm es augenscheinlich gelassen hin, reichte aber gleichzeitig einem

Bianfu direkt neben sich ihre Pfeife zum Befüllen. Was auch immer sie rauchte, es musste eine beruhigende Wirkung haben. »*Was ist mit den anderen? Dawei? Hast du etwas Neues zu berichten?*«

Sie formte mein Namenszeichen so schnell, dass ich erst aus meinen Gedanken aufschreckte, als sie mich ansah. Schnell gestikulierte ich: »*Niemand weiß, wo sich mein Bruder aufhält. Er hat noch den Rest des Jahres Zeit, seine Schulden zu bezahlen, im Prinzip kann es also sein, dass er zurückkommt.*«

Frau Trizin nickte erneut. Sie nahm ihre Pfeife wieder entgegen und sog den Rauch gierig in die Lunge. Dann deutete sie mit dem Pfeifenkopf zwischen Ruby Shay und mich.

»*Kong Dawei und Ruby Shay. Eure Partner fehlen. Ich würde euch zusammenstecken, aber die Aufträge, die ich für euch vorgesehen hatte, unterscheiden sich deutlich im Anforderungsniveau. Der eine ist besonders umfangreich – aber weil ich Daweis Prinzipien kenne, kann ich euch schlecht zwingen, ihn gemeinsam auszuführen.*«

»Ich nehme jeden lukrativen Auftrag an, ob es dem Bübchen passt oder nicht«, entgegnete Ruby Shay. »In einem halben Jahr werde ich zwanzig. Ich habe keine Zeit, mich nach dem moralischen Kodex kleiner Jungs zu richten. Ich brauche das Geld.«

»*Wer hat gesagt, dass ich den Job ablehnen würde?*«, fragte ich entrüstet.

Ruby Shay warf mir einen wütenden Blick zu. Sie mochte keine Männer. Das wusste jeder. Ich kannte sie nicht gut, aber die Gerüchte über ihre Vergangenheit waren mir vertraut. Man erzählte sich, sie sei als Kind von einem Sklavenhändler an den nächsten verscherbelt und in der Steppe zum Zeitvertreib zwischen den Söldnern herumgereicht worden, bis sie schließlich in einem Freudenhaus in Sandu gelandet war. Frau Trizin hatte sie gekauft, sie gewaschen, aufgepäppelt und eingekleidet. Einige Jahre später war Ruby Shay eine Bianfu geworden.

Unter normalen Umständen hätte ich mich aus ihren Angelegenheiten herausgehalten. Jetzt aber verband uns beide die Verzweiflung. Vielleicht war Ruby Shay genau die Partnerin, die ich in meiner Situation brauchte.

»Kleiner, es ist wunderbar, dass du das Nest verlassen willst«, sagte sie spöttisch. »Deine Familie kann stolz auf dich sein. Aber einen Klotz am Bein kann ich nicht gebrauchen. Ich habe keine Lust, für dich die Lehrerin zu mimen. Ich werde nicht auf dich aufpassen und schon gar nicht auf dich warten. Wenn ich gehe, blicke ich nicht zurück.«

Zu einer Antwort kam ich nicht, denn schon blaffte Freyal sie lauthals an: »Was soll das heißen? Hast du Dawei schon mal rennen sehen? Da könntest du nicht mithalten, selbst wenn du dich noch so sehr ins Zeug legst.«

Viele Bianfu lachten. Die Situation war insofern amüsant, weil Freyal selbst überhaupt nicht wusste, dass ich ein erstklassiger Bianfu war. Sie hatte sich einzig und allein aus familiärer Verbundenheit auf meine Seite geschlagen.

»Die Entscheidung liegt bei dir«, gab ich Ruby Shay zu verstehen. »Ich will nur sagen, dass ich das Geld genauso dringend brauche wie du. Ich habe Erfahrung darin, im Team zu arbeiten. Falls ich nicht mithalte, kannst du die Sache alleine durchziehen.«

Ruby Shay schwieg. Sie sah nicht erfreut aus, protestierte aber auch nicht weiter.

»Dann ist es abgemacht«, verkündete Frau Trizin. »Wenn keiner von euch zweien mehr etwas zu sagen hat, würde ich gerne zum nächsten Team übergehen. Wir liegen im Zeitplan zurück.«

Ich stand auf und nahm die Schriftrolle aus Reispapier in Empfang, die Frau Trizin mir reichte. Ich öffnete sie und ließ meinen Blick von oben nach unten über die Schriftzeichen gleiten. Von der Arbeit mit Ren war ich es gewohnt, dass wir unsere Routen in der Pagode planten, und als Ruby Shay sich erhob, ging ich davon aus, dass sie sich mit mir in eine ruhige Ecke zurückziehen würde. Stattdessen steuerte sie schnurstracks das Geländer an. Ich erhaschte noch einen Blick auf ihre flatternden schwarzen Zöpfe, ehe sie mit einem Satz im Dunkel der Nacht verschwunden war. Der Luftzug versetzte die Lampions in Bewegung und ließ die Gebetsglocken klinnen.

»Viel Spaß«, wünschte mir Freyal mit einem Grinsen im Gesicht.

Ich schüttelte den Kopf und verstaute die Rolle in meinem Kaf-tan. Ohne eine Ahnung, was mich erwartete, folgte ich Ruby Shay ins schwarze Maul der Nacht.



Als ich beobachtete, wie Ruby Shay den steilen Hang hinunterwirbelte, war mir schnell klar, dass sie vollkommen wahnsinnig war. Sie flog den Berghang förmlich hinunter, glitt von einem Felsvorsprung zum nächsten, stieß sich ab und schwang sich an den Kiefern von Ast zu Ast. Ihr Falke Bhara flog über ihr in der Luft, zog enge Kreise und stürzte wie auf Kommando mit ihr in die Tiefe.

Ich verharrte an der senkrechten Bergwand, mein Gewicht auf einen Arm und ein Bein gestützt, und beäugte den Pfad, den Ruby Shay eingeschlagen hatte. Sie sauste weit unter mir her, sicherlich zufrieden, mich bereits auf den ersten Metern erfolgreich abgeschüttelt zu haben. Sie hatte den kürzesten Weg gewählt, der per Luftlinie direkt auf die fernen Lichter der Stadt Sandu zuführte. Ich konnte keine sichere Route erkennen, auf der ich ihr hätte folgen können. Es war zu dunkel. Ich konnte gerade so die Silhouette der Berge und das Gelände vor mir bis zu einer Entfernung von einer halben *Lǐ* ausmachen, aber selbst ein Bianfu musste unter solch schwierigen Bedingungen überlegt vorgehen. Es hatte keinen Zweck, die Hänge des Aachalendra blind bezwingen zu wollen, wenn man an seinem Leben hing.

Ruby Shay stellte meine Fähigkeiten auf die Probe. Wie albern. Obwohl sie die Schriftrolle von Frau Trizin nicht eines Blickes gewürdigt hatte, schien sie ziemlich genau zu wissen, wohin sie wollte. Ich konnte gerade so noch erahnen, dass sie zunächst zielsicher auf den hohen Geren-Sendemast aus Stahl zusteuerte, dessen Signallicht rot vor dem schwarzen Nachthimmel blinkte. Dort angekommen, drehte sie offenbar scharf nach Süden ab und änderte den Kurs in Richtung des Industriegebietes von Sandu, wo die Bäume abgeholt und massiven staatlichen Getreidesilos gewichen waren.

Natürlich. Ruby Shay wollte zum Bahnhof von Sandu. Eine Lieferung dieses Kalibers konnte nur mit dem Zug aus anderen Dörfern und Städten kommen, weshalb Ruby Shay bereits wusste, wohin sie gehen musste. Das leuchtete ein.

Ich schloss die Augen. Konzentrierte mich.

Qiu, rief ich meinen Falken in Gedanken. *Komm zu mir. Es geht los.*

Auch wenn ich meinen Falken nicht täglich rief – oft nicht einmal jede Woche –, war es für mich immer wieder ein Leichtes, die Verbindung zu ihm herzustellen. Meine Sinne lösten sich von dem Ort, an dem ich mich befand. Die Temperatur blieb die gleiche, ebenso die Gerüche und das raue Gestein unter meinen Fingern. Die Geräusche aber wurden deutlicher, und hinter meinen geschlossenen Augenlidern blitzten Farbtupfer auf. Ich spürte, dass sich mein Geist in der Ferne befand, nahm vom Berghang aus eine zuckende Vision wahr.

Das war kein Trick, keine Magie. Frau Trizin hatte Ren und mir die Fähigkeit vor Jahren beigebracht, als wir uns dazu entschlossen, die Falken anzuschaffen. Sie hatte uns in die Steppe von Hirayal mitgenommen, wo ein gutes Dutzend Jurten für Nomaden standen. Ren und mir waren eine Woche lang geeignete Jagdfalken vorgeführt worden. Frau Trizin hatte uns geraten, unserer Intuition zu vertrauen. Wir sollten uns die Vögel zügig nacheinander ansehen, ohne lange nachzudenken. Der Falke, nach dem man sich noch einmal umdrehte, war es wert, näher betrachtet zu werden.

Qiu war nicht der wertvollste Vogel des Händlers gewesen, aber er hatte sich nach ... mir angefühlt. Er war winzig gewesen, hatte eine Haube aufgehabt und mit offenem Schnabel auf dem Arm des Händlers hektisch nach Luft geschnappt. Ich bat den Mann, ihm die Haube abzunehmen. Qiu hatte gelbe Augen mit Pupillen, die sich im Licht zu schmalen Keilen verengten. Das braune Gefieder glänzte wie Öl, und die mächtigen Schwingen formten ein breites Segel, als er sie von seinem zarten Körper abspreizte. Der Händler hielt Qiu an den Beinen fest, während er mit den Flügeln durch die Luft peitschte. Damals hatte er keine Notiz von mir genommen. Er war viel zu angespannt

gewesen, um sich für mich zu interessieren. Ich hatte ihm erlaubt, mich in seinem eigenen Tempo kennenzulernen.

Was sich zwischen meinem Vogel und mir aufbaute, nannte man eine Brücke. Das Wort bezeichnete eine Verbindung, ein gemeinsames Bewusstsein zweier Seelen. Ich hatte Qiu mein Vertrauen geschenkt, und nach ein paar Monaten der Eingewöhnung hatte er mich akzeptiert. Ich ließ ihn eins mit mir werden. Zunächst nur für einen kurzen Augenblick, dann auch für längere Zeiträume. Trotzdem verging eine ganze Weile, bis Qiu die Verbindung auch in die andere Richtung duldet. Bis er mich die Welt durch die Augen eines Falken sehen ließ. Von den Gipfeln der Berge. Aus großer Höhe oberhalb der Steppe, mit schnellem, scharfem Blick.

Ich öffnete die Augen, ausgestattet mit neuen Sinnen. Die Dunkelheit, die mich noch kurz zuvor daran gehindert hatte, die genauen Umrisse der Baumstümpfe, gebrochenen Äste und Felsspalten auf dem Berghang auszumachen, war verschwunden. Ich sah klarer als am Tag. Flimmernd. Weit. Ich konnte mich auf Details fokussieren, um die Route ausfindig zu machen, die Ruby Shay genommen hatte. Zudem entdeckte ich weitere Möglichkeiten, gefährlichere, aber schnellere. Und interessantere.

Ich ließ los. Lehnte mich vor ins Leere, zog die Arme dicht an den Körper, minimierte den Luftwiderstand und überließ es der Schwerkraft, meinen Fall zu beschleunigen. Jedes Mal – ganz egal, wie oft ich es bereits getan hatte – fühlte ich, wie sich mein Herz mit einer traumgleichen Unwirklichkeit und einer gesunden Angst füllte. In der Dunkelheit verwandelte sich die Stille in Lärm. Der Wind rauschte in meinen Ohren. Ich spürte die Hosenbeine an meinen Beinen flattern und behielt mein Ziel im Blick, bis die Instinkte des Falken mir befahlen, die Arme vorzustrecken – *eins, zwei, jetzt* – und ich mit festem Griff den rauen Ast eines Gebirgsbaums packte.

Er brach unter lautem Knacken, doch der kurze Halt, den mir der Ast geboten hatte, genügte, um mich näher an den Hang zu bringen. Ich wurde nicht langsamer, sondern lenkte die Bewegungsenergie le-